

Der Python

Es war keine Furcht in seinen Augen zu sehen, obwohl seine Aufgabe ungeheuerlich war. Lange bevor jemals eines Menschen Fuß diesen Ort betreten würde, schritt er den steilen Berghang empor.

Fest entschlossen verstärkte er den Griff um die mächtige Lanze aus dem harten Holz der Wälder an den Hängen des griechischen Olymp, des Berges der Götter. Seinen Schild schützend voraus gehalten, erklimm er den steinigen Pfad scheinbar mühelos. Kein sterblicher Mensch, mochte er noch so stark und mächtig gebaut sein, hätte es vermocht, die Last der Waffen zu tragen. Fast schien es, als schwebte sein Fuß über dem Boden, hinterließ er doch hinter sich keine Spur.

Die morgendliche Sonne zerriss langsam die Schleier der Nacht, die hohen steilen Gipfel des Parnaß überragten eine Landschaft, wie sie wilder und schöner nicht sein konnte. Vom Südhang herab konnte er tief ins Tal sehen und auch hinüber zu den anderen Gipfeln. Es war der Monat Targelion, so nannten die Alten ihm zu Ehren diese Zeit des Jahres, denn seine Wärme schien die Feldfrüchte sprießen und reifen zu lassen. Einem aufmerksamen Beobachter wäre es nicht entgangen, dass die Sonne ihm tatsächlich zu folgen schien. Dort wo sein Fuß schritt, umgab den Boden ein unwirkliches Leuchten. Die Äcker und Wälder standen im saftigen Grün des Frühjahrs, neues Leben reifte aus dem Schoß der Erde heran. Der sanfte Wind trug milde Luft empor, die nach Blüten duftete. Der mächtige Krieger schenkte all dem keinen Blick, fest war er auf den sich empor schlängelnden Pfad gerichtet. Dieser folgte einem Bruch im Gestein, der sich längs des gesamten Bergmassives zog. Steil und glatt stieg der Fels empor, während sich auf der anderen Seite der tiefe Abgrund auftat.

Er erreichte einen flachen Platz, der sich halbrund wie ein Amphitheater an den Berg drängte. Frisch ausgetriebene hellgrüne Kiefern bedeckten ihn, genährt von einer nahen Quelle. Doch kein Hauch des Frühlings drang hierher. Eine innere Stimme warnte ihn vor naher Gefahr. Hier oben sang keines Vogels Stimme, es war totenstill. Nicht einmal der Gesang der Winde war zu hören. Die Zweige der Bergkiefern bewegten sich nicht. Ein Pesthauch des Verderbens stieg in seine Nase, es roch nach Fäulnis und unentrinnbarem Tod. Abrupt blieb er stehen und prüfte die nahe Umgebung. Seine Muskeln spannten sich unter der Haut, der ehrene Panzer um seine Brust hob und senkte sich rhythmisch. Die Beinschienen und der federgekrönte Helm brachen gleißend das Licht der Sonne, während der blank polierte Schild und die Speerspitze Blitze aus purem Gold zu senden schienen. Ein lederner Gurt umfing ein riesiges Schwert, das frisch poliert und geschärft in seiner Scheide ruhte. Doch rund um ihn senkte sich nun unwirkliche Dunkelheit, obwohl die Sonne längst diese Höhe erklommen hatte. Etwas Dämonisches herrschte hier, eine sprudelnde Quelle erbrach blutiges Wasser, tiefrot wie frischer Lebenssaft aus dem Bauch der Erde. Im Rücken von drei Seiten von Fels umgeben, böte der Blick unendliche Weite in die Ebenen und Gebirge, doch etwas wie schwarzer Nebel umgab ihn, den das Licht nur in seiner unmittelbaren Umgebung durchdringen konnte. Jeder noch so mächtige Krieger hätte Angst und Zweifel verspürt, aber er hatte das Blut seines Vaters Zeus in seinen Adern. Sich langsam um sich selbst drehend, suchte sein Arm mit dem hoch erhobenen Speer sein Ziel, doch nichts war zu sehen. Nur der verpestete Hauch des Todes verriet das sichere Nahen des Unheils. Vorsichtig tastend stieg er den Pfad weiter empor, er ließ den Tal-Einschnitt hinter sich und erklomm weiter die Anhöhe. Der Gestank wurde unmenschlich, als er den Eingang einer riesigen Höhle erreichte. Wie eine Pforte zur Unterwelt schien sie, der schwarze Nebel drang in dichten Wolken aus ihr hervor. Ein dumpfes Grollen und Fauchen ertönte im gleichen Takt mit dem Quellen der Wolken aus dem Schlund der

Höhle. Ohne Zögern trat er in das Dunkel, doch wo er ging leuchtete der Boden um ihn, das Fauchen erlosch. Absolute Stille herrschte. Er blieb stehen, versuchte durch den Nebel zu sehen. Von der Spitze seines Speeres durchstach ein heller Lichtstrahl das Dunkel und erklärte den Pesthauch des Todes.

Der Boden der Höhle war übersät mit Gebeinen, manche blank und weiß, viele aber noch mit moderndem Fleisch umgeben. Gelber, schleimiger Geifer tropfte von dem herunter, was einmal lebendig gewesen war. Wo der Geifer das Fleisch berührte, löste es sich zischend in den schwarzen Nebel auf. Er hob langsam seinen Speer nach oben. Sein Lichtstrahl durchschnitt weiter die Wände der Höhle, tastete sich langsam bis zur hohen Decke empor.

Aus seinem Augenwinkel schoss plötzlich etwas auf ihn zu. Er konnte gerade noch seinen Schild hochreißen, als ein riesiger Schwall Geifer auf ihn spritzte. Der Schild zischte laut, als sich die Säure in ihn hinein fraß. Er hatte kaum Zeit sich umzudrehen, zwei riesige Augen tauchten über einem weit aufgerissenen Rachen auf, mit Zähnen riesig wie Dolche. Er stieß mit seinem Speer hinein, doch er verfehlte den Kopf des Untiers. Er traf jedoch den langen, sich windenden Körper der gigantischen Schlange und verhinderte so, dass ihn das gefräßige Maul erfasste. Zitternd durchdrang der Schaft den schuppigen Leib, das Untier stieß einen grausigen Schrei aus, zuckte zurück und entriss ihm den Speer aus seiner Hand. Sofort schoss der geifernde Schlund wieder hervor, gleichzeitig schlug ein mächtiger Schwanz nach ihm und warf ihn aus seiner Bahn. Er schlug seinen Schild in das Maul, die Zähne packten ihn und zerrten daran. Der schlängelnde Leib wickelte sich um ihn und versuchte ihn zu zerquetschen. Sein Arm griff vergeblich nach dem Schwert, der Schlangenleib wickelte sich fester und fester um ihn und wollte ihm den Atem zu nehmen, doch der muskulöse Körper hielt der Fessel stand. Das riesige Maul drohte den Schild zu zersplittern, der wie eine Sperre zwischen den rasiermesserscharfen Dolchen steckte. Er ließ den Schild los, der Kopf des Untiers schwang sich schüttelnd

empor und versuchte den Schild zu zerbrechen. Sein freier Arm ergriff den Speer, der immer noch im Leib des Python steckte. Grässlich schrie das Untier auf, als er mit einem Ruck die Lanze heraus zog. Schwarzes Blut sprudelte aus der Wunde, gleichzeitig zersplitterte der Schild unter der Wucht der gewaltigen Kiefer. Er drehte den Speer um und erwartete den vorschießenden Kopf. Mit all seiner göttlichen Kraft stieß er den Speer in den Schlund der Schlange, so dass er am Hinterkopf wieder hervor drang. Zitternd und bebend löste sich der Druck des schuppenbewehrten Bandes um ihn, genug dass er seinen Arm mit dem Schwert hervorziehen konnte. Immer noch war Leben in dem fürchterlichen Lindwurm, doch er hielt ihn mit dem Speer auf Distanz. Er zappelte und zerrte daran wie ein Fisch am Haken der Angel, doch es wollte ihm nicht gelingen sich von dem Speer zu befreien. Bedrohlich knirschte der hölzerne Schaft unter der Last des Untiers. Mit seinem Schwert hieb er auf den Körper des Pythons, der seine Beute freigab. Zischend und schlängelnd wand sich die Bestie am Boden, Schreie ausstoßend die jeden Sterblichen zerrissen hätten. Mit dem Schwanz peitschend versuchte sich der Hüter der Höhle ein letztes Mal seinem tödlichen Schicksal zu entwinden, doch sein Gegner hob den muskelbepackten Arm mit dem Schwert. Das Metall zischte durch die Luft und trennte den grausigen Kopf der Bestie von seinem Körper. Sich windend und zuckend entwich das schwarze Blut aus dem Leib des gigantischen Python und mit ihm dessen unheiliges Leben.

Er nahm seine Waffen auf, betrachtete teilnahmslos die Überreste der Schlange und ging zurück auf die kleine Terrasse unterhalb der Höhle, während sich der Pesthauch des Todes in alle Winde verflüchtigte. Die Quelle sprudelte und gluckste, reinstes Wasser aus den tiefsten Tiefen der Mutter Erde quoll hervor. Er reinigte sich von den Spuren des Kampfes, nahm einen tiefen Schluck des lebenspendenden Tranks und sah sich um: Weit öffnete sich das Halbrund, geschützt von den hoch aufragenden Gipfeln darüber. Blumen sprossen empor, ein aufkommender Wind trug den Blütenstaub davon und erfüllte die Luft mit einem leichten Duft.

Vögel zwitscherten wieder im Geäst der Bäume und die Sonne drang kräftig und ungehindert auf den Boden der Stätte des soeben geschehenen Wunders. „Ich nehme dich für alle Zeit in Besitz, hier sei meine Stätte der Weihe, sie soll den Menschen helfen und weissagen, auf dass sie auf den rechten Weg geleitet werden!“ sprach er und stieß den Schaft der Lanze tief in den Boden neben der Quelle, tiefer als ein Mensch es vermocht hätte. Er verließ die Stätte und stieg den Pfad wieder hinab, auf dem er am Morgen gekommen war. Als er gegangen war, spross aus dem Schaft der mächtigen Lanze ein junger, mit grünen Blättern geschmückter Lorbeerbaum.

Der Traum

Die alten Götter gibt es noch, doch sie haben sich, enttäuscht von den Menschen, zurückgezogen und ziehen es vor, diese ihre Intrigen und Verleumdungen alleine austragen zu lassen.

Ich hatte Angst. Angst vor dem, was kommen würde. Angst vor der Gewissheit, vor einer Aufgabe zu stehen, die mich meine gesamte Kraft oder vielleicht sogar mein Leben kosten würde. Ich hatte ihn gesehen. Klar und deutlich konnte ich ihn vor mir sehen. Ich erhob mich leise vom Bett und ging hinaus auf die Terrasse. Die kühle Luft des frühen Morgens trocknete die Schweißtropfen auf meinem Körper.

In solch einem Moment sehnte ich mich danach, wieder ein Kind zu sein. Ich dachte daran, wie ich damals am Ufer des Rheins gespielt hatte. Das sanfte Plätschern der Wellen am Ufer, das Rauschen des Windes in den alten Kastanien, es war wieder da. Wir spielten Versteck im Gebüsch rund um die Kirche meiner Heimatstadt Geisenheim im Rheingau, radelten um die Wette am Rhein entlang und plantschten im seichten Wasser des damals noch sauberen Flusses. Leicht und unbeschwert war meine Jugend, liebevoll umsorgt von meinen Eltern. Später war ich in die Firma meines Vaters eingestiegen und arbeitete als Antiquitätenhändler in der Tradition meiner Familie. Mein Leben schien gerade und vorbestimmt zu verlaufen, fast etwas langweilig.

Doch jetzt war ich ein Mann, dem die Götter ein zweifelhaftes Geschenk gemacht hatten. Der „Löwe von Ios“, der geheimnisvolle Inselheilige der griechischen Insel Ios, hatte mir die Gabe verliehen, die Vergangenheit zu sehen. Ich hatte seine Seele erlöst, indem ich das Geheimnis seiner Herkunft aufdeckte. Doch zugleich hatte ich geschworen, es in meinem Herzen zu wahren. Er ließ mich in die Vergangenheit sehen, wenn ich etwas berührte. Steine zum Beispiel haben die Eigenschaft, starke Emotionen wie ein Schwamm aufzunehmen und sie zu bewahren. Es gelang mir nicht aus eigener

Kraft, doch wenn er es wollte, konnte ich Dinge sehen die vor langer Zeit passiert waren. Wenn ich einen alten Tempel berührte, konnte es passieren, dass ich in seinen Steinen die Geschichte seiner Erbauer erblicken konnte. Doch es geschah niemals aus meinem eigenen Willen, sondern stets war eine Aufgabe damit verbunden, die ich zu lösen hatte. Seit es Menschen auf diesem Planeten gab, passierten Dinge, für die ein Menschenleben allein nicht ausreichte, sie zu vollenden. Wie Strudel auf einer sonst ebenen Wasserfläche erschienen sie mir in Visionen. Voller Brüche und Unebenheiten war die menschliche Geschichte. Wenn der „Löwe von Ios“ es wollte, ließ er mich in die tiefste Vergangenheit sehen, doch war ich darüber nicht glücklich. Ich selbst hatte mich aber damals dazu entschieden, diese Fähigkeit zu bewahren, denn er hatte mir die Wahl gelassen.

Doch jetzt hatte ich einfach nur Angst. Meine Träume hatten sich erneut verändert. Immer wieder sah ich den geheimnisvollen Krieger bei der Vollendung seines Werkes, doch dessen Bedeutung war mir nicht bewusst. Ich ahnte nur, dass etwas bevorstand, dessen Tragweite ich noch nicht kannte. Ich hielt das Geländer der Brüstung meines Hauses umklammert und sah hinaus auf die Bucht des natürlichen Hafens von Ios. Direkt an der Straße, die am kleinen Strand von Plati Gialos entlang führte, hatte ich ein kleines, zweistöckiges Haus erworben. Es lag nur rund zwanzig Meter vom Strand entfernt, der jetzt um diese Jahreszeit noch menschenleer war. Es war der Monat Mai im Jahr 2003, die Sonne hatte zusammen mit den kräftigen Niederschlägen des Winters die ganze Insel in frisches Grün gehüllt. Sogar am Strand war alles am Blühen, Vögel zwitscherten, Schwalben fegten pfeilschnell dicht über die Wasserfläche der Bucht. Die Touristen, die normalerweise die Insel bevölkerten, waren noch nicht eingetroffen. Das Bild im Hafen wurde vorläufig noch von einheimischen Fischerkähnen bestimmt, auch die Segelyachten waren noch selten.

Ich lebte jetzt hier, wenn ich nicht gerade in Ägypten weilte. Dort hatte ich zusammen mit meiner Frau Melina Ausgrabungen geleitet, die ich durch meine besonderen Fähigkeiten erfolgreich unterstützen konnte. Sie war Archäologin, wir hatten uns auf Ios kennen gelernt. Wir waren nicht tatsächlich verheiratet, aber wir lebten zusammen und hüteten das Geheimnis der Herkunft des Inselheiligen. Meine alte Tätigkeit im Antiquitätenhandel hatte ich aufgegeben.

Zwei Arme schoben sich sanft unter den meinen hindurch und umarmten mich. „Kalimera, agapi mou! Guten Morgen, Geliebter! Warum bist du schon auf, Felix?“ fragte sie mich, während sie sich von hinten an mich drängte. Ich drehte mich um und erwiderte ihren zärtlichen Kuss. Ihre Anwesenheit verscheuchte die düsteren Gedanken der Nacht mit einem Mal. Diese großen, dunklen Augen sahen mich an. Ihr Gesicht war so schön, dass ich es einfach immer wieder mit Küssen bedecken musste. Ich umarmte sie und so standen wir zusammen, ohne ein Wort zu wechseln hielten wir uns umschlungen. Ich brauchte nichts zu sagen, sie wusste es auch so. „Deine Träume sind zurückgekehrt, nicht wahr?“ „Ja. Sie sind wieder da.“ Sie nickte nur, vermied es aber, mich mit weiteren Fragen zu nötigen. Es war meine Entscheidung, ihr davon zu erzählen oder auch nicht. Wir gingen zurück ins Haus und duschten, zogen uns an und frühstückten in der warmen Frühlingssonne.

Melina erwähnte meine Träume nicht mehr und ich war froh, dass wir über andere Dinge sprachen. Wir unterhielten uns über die kommenden Wochen. „Ich muss nach Athen und unsere Forschungsergebnisse im Institut abgeben, die können da die Feinarbeit machen.“ Ihre Augen blitzten schelmisch. „Wir haben dann frei bis zum Inselfest!“ Ich verstand ihre Freude. „Das haben wir uns redlich verdient! Wir sind lange genug im glühenden Sand der Wüste Ägyptens herum gekrochen, jetzt hätte ich es auch gerne etwas feuchter!“ „Geht mir genau so, Felix. Was hältst du von den Thermopylen?“ „Die Thermo- was?“ „Die Thermopylen in Zentralgriechenland! Das sind hohe Berge mit heißen Quellen! Sie

sind seit dem Altertum als Heilquellen bekannt.“ Ich war neugierig. „Noch nie davon gehört. Aber wenn du möchtest, ich schau sie mir gerne an, Heilquellen können niemals verkehrt sein.“ Sie sah mich mit einem Leuchten in ihren Augen an, dass ich nur zu gut kannte. „Ich finde die Landschaft unbeschreiblich schön, Felix“, sie streichelte meine Hand. „Wenn ich an unsere letzte Nacht denke, hast du Heilquellen nicht unbedingt nötig ...“ gurrte sie. Ich lächelte zurück. „Dann warte mal ab, wenn ich erst in der Heilquelle gebadet habe ...“ Sie warf den Kopf empor und sah mich skeptisch an. „Wenn ich es mir recht überlege ..., schaden kann es ja nicht, du wirst ja auch älter!“ Das hatte gesessen! „Danke vielmals.“ schmollte ich gespielt. Es war ein Wink mit dem Zaunpfahl, denn dieses Jahr würde ich meinen vierzigsten Geburtstag feiern. Melina hingegen war noch einige Jahre davon entfernt.

„Also los, du Faulpelz! Koffer packen, in vier Stunden kommt unsere Fähre nach Athen!“ kommandierte sie. Ich war es gewohnt, denn sie hatte vorwiegend traditionell erzogene Arbeiter in Ägypten als Helfer. „En daxi, effendikos mou! In Ordnung, Chef! Wenn sie denn kommt.“ Wir konnten die Einfahrt des natürlichen Hafens von Ios von unserer Terrasse sehen. Wenn die Fähre am Horizont erschien, blieb immer noch genug Zeit die Koffer zu schnappen und zum Anleger zu gehen. Wir hatten sogar einen Chauffeur, mein alter Freund und Melinas Bruder, Noda. Er besaß eine Bar am Strand und hatte den gleichen Ausblick. Die griechischen Fähren sind von der Witterung abhängig, wenn der Wind zu stark blies waren Verspätungen Normalität. Darum war es eher Lotto gespielt, sollte man auf die pünktliche Abfahrt setzen. Ich sah mich noch einmal auf meiner Terrasse um. Wir waren erst vor einer Woche aus Ägypten angekommen, ich verließ Ios nur ungern wieder. Aber wir waren mit interessanten Ergebnissen im Gepäck gereist, die in Athen im archäologischen Institut auf ihre Auswertung warteten. Erst danach konnten wir uns eine Erholungspause gönnen. Also ging ich schweren Herzens nach innen und half Melina beim Packen. Dann begannen wir, die Fenster und Türen zu verriegeln. Ungebetene

Gäste gab es auf Ios eher selten, aber Vorsicht war oberstes Gebot, immerhin lagen hier im Haus Dokumente unserer Forschungsarbeit. Als alles getan war, begaben wir uns zu Noda's Paradise. Schon von weitem sahen wir die hünenhafte Gestalt Nodas. Er war fleißig damit beschäftigt, seine Bar auf Vordermann zu bringen. Er sah erst kurz vorher auf und begrüßte uns auf seine Art, soll heißen, mit einer kräftigen Umarmung fast meine Rippen zu brechen. „Felix, file mou! Mein Freund! Willst du uns schon wieder verlassen?“ „Und ich zähle wohl gar nichts?“ Melina boxte ihm in die Seite. „Schwesterchen, wie könnte ich dich vergessen? Der kleine Yannis wird dich noch mehr vermissen, jetzt wo er schon drei Jahre alt ist!“ Melina schnaufte. „Ich weiß, ich weiß. Du musst es mir nicht ständig aufs Brot schmieren, dass ich den Geburtstag deines Sohnes verpasst habe. Wenn die Fähren irgendwann einmal pünktlich in diesem Land fahren werden, dann ...“ Ein lautes Schiffshorn unterbrach unsere Diskussion. Ungläubig starrten wir auf die einlaufende Fähre, die schon sehr nah am Anleger war. „Then pistewo! Das glaub ich nicht! Schnell in mein Auto!“ forderte uns Noda auf. In beängstigender Fahrweise kutscherte er uns zum Anleger, den wir noch rechtzeitig erreichten, um voneinander Abschied zu nehmen. „Zum Fest des Inselheiligen sind wir wieder da!“ rief ich Noda zu, als wir ablegten.

Langsam wurde unser Haus immer kleiner, nur noch die schmale Passage trennte uns vom offenen Meer der Kykladen. Ich hielt Melina im Arm, wir sahen zurück auf die kleine Bucht von Ios, als ich eine mir wohl bekannte Stimme hörte. „Gehorche deiner Bestimmung, finde sie!“ Ich sah mich um, doch ich wusste, dass außer uns niemand an diesem Punkt des Schiffdecks stand. Ich zitterte leicht, Melina drehte sich zu mir. „Felix, ist etwas? Du zitterst ja!“ „Nein, nein“, beruhigte ich sie. „Es ist nur der Fahrtwind. Mir ist etwas kühl!“ Sie sah mich einen Moment forschend an, dann drehte sie den Kopf von mir weg in Richtung des schäumenden Wassers. Das Heck drehte sich, der Bug des Schiffs zeigte in Richtung Athen. Ganz hinten am Horizont sah ich die Silhouette von Santorin. Als wir

Ios kleiner werden sahen, konnte ich die Stimme in meinem Kopf nicht mehr los werden. Immer wieder hörte ich sie sagen: „Folge deiner Bestimmung!“

Athen

Bei unserer Ankunft in Piräus stand die Sonne dicht über dem Horizont und tauchte den Hafen und seine Luxusyachten in goldenes Licht. Wie lange war ich nicht mehr hier gewesen? Vor vielen Jahren war ich hier zu einem Segeltörn durch die Kykladen gestartet, schönsten Seglerwetter begleitete uns. Blauer Himmel und konstanter Wind, doch plötzlich zogen dunkle Wolken auf, der Wind frischte auf und wandelte sich zum Sturm. In letzter Sekunde rettete uns Melinas Bruder Noda vor dem Schiffbruch, indem er uns in die rettende Bucht von Ios lotste. Eine tiefe Männerfreundschaft war daraus gewachsen, die in der unverbrüchlichen Treue zum „Löwen von Ios“, dem Inselheiligen, gipfelte.

„Felix, hast du Oliven in den Ohren? Kommst du endlich?“ Melina wartete ungeduldig auf mich. „Unser Bus wartet nicht, und du zuckelst hier träumend durch die Gegend!“ tadelte sie mich. „Ich komme ja schon, geht das auch ein bisschen freundlicher?“ grummelte ich. Versöhnlich drückte sie mir einen Schmatzer auf die Wange. „Tschuldigung, ich hab' immer noch den Ton aus Ägypten drauf, kannst du mir verzeihen?“ Sie klimperte mit den Wimpern und sah mich aus ihren großen Augen an. „Angenommen.“ lenkte ich ein. „Also dann, nimm die Koffer und komm!“ Sie ging voraus, während ich das Gepäck tragen „durfte“... Sie war einfach unverbesserlich! Aber dafür liebte ich sie.

Wir erreichten Athen, als es bereits dunkel war, doch die Stadt pulsierte rund um die Uhr voller Leben. Wir entledigten uns im gebuchten Hotel von unserem Gepäck und reihten uns voller Freude auf den kommenden Abend in die Ströme der lärmenden Menschen auf den Straßen ein. Der Verkehr füllte die Straßen mit einem konstanten Geräuschpegel. Die Lichter machten die Nacht zum Tag, Athen schlief nicht. Unzählige Menschen bevölkerten die Bürgersteige, viele Einheimische kamen von der Arbeit oder gingen zur Nachtschicht. Sie vermischten sich mit den Besuchern Athens,

meistens Touristen, die zum Abendessen in eines der unzähligen Restaurants der Altstadt strebten. Die „Plaka“, so hieß sie, war der Anziehungspunkt Nummer eins. Millionen Griechenland-Fans lernten hier die ersten Schritte des unvermeidlichen Sirtaki zu tanzen. Die Griechen selber gingen traditionell erst später essen.

Die „Volta“, das „sehen und gesehen werden“, begann erst nach neun Uhr abends. Dann führte man alles vor, was man so besaß; die griechischen Frauen waren bekannt dafür, auch bei deutlichen Plus-Temperaturen ihren Nerz auszuführen ... Unabhängig davon kochte die Stimmung in den Restaurants dann regelmäßig über. Aber anders als vielleicht in Deutschland äußerte sich das überschäumende Temperament der Griechen in wilden Tänzen auf dem Tisch, bei denen einiges an Geschirr zu Bruch ging. Doch kein Mensch nahm Schaden, bis auf den Kater am nächsten Morgen vielleicht. Melina schüttelte nur ungläubig den Kopf über die etwas „overstylten“ Damen der griechischen Gesellschaft, aber an der allgemeinen Stimmung in unserem Lokal nahmen wir gerne teil. Wir saßen auf der Terrasse eines Restaurants mit Blick auf die Akropolis, die majestätisch und unbeeindruckt über dem ganzen Treiben thronte.

Es dauerte nicht besonders lange, bis Melina und ich in der Reihe der Tänzer landeten und unsere Füße über Tische und Bänke wanderten. „'Opa! 'Opa!“ feuerten wir uns alle gegenseitig an, ja keine Pause zu machen. Bis tief in die Nacht hinein ließen wir uns von der Musik in ferne Welten entführen, der griechische Wein tat sein übriges dazu, dass wir im Hotel eng umschlungen und glücklich einschliefen.

Am nächsten Morgen hatte ich schon einige Probleme mein unrasiertes Gesicht im Spiegel zu entknautschen, während Melina wie das blühende Leben dem Bett entstieg. Ihr Anblick half mir allerdings über die Anlaufschwierigkeiten hinweg. „Kalimera, Felix! Isse kala? Guten Morgen Felix, bist du in Ordnung?“ Ich bewunderte ihre Kondition, der die vergangene Nacht keinen Schaden zugefügt hatte. „Ne, ime kala! Ja, ich bin okay! Was ist mit Frühstück?“ „Das

wartet unten im Erdgeschoss auf uns! Wir müssen uns beeilen, im archäologischen Institut sind alle schon gespannt auf unsere Ergebnisse!“ „Ja, ja, schon klar. Das lag aber alles mehr als dreitausend Jahre im Sand, da wird doch noch fünf Minuten für einen Kaffee sein ...“ bemerkte ich noch etwas müde. Melina sagte nichts mehr, statt dessen sorgte sie dafür, dass ich mein Frühstück genießen konnte. Sie wusste, dass es mir danach besser gehen würde, so war es auch tatsächlich. Gut gelaunt begaben wir uns durch das Gewimmel Athens ins Institut, wo Melina ungeduldig erwartet wurde.

Ein weißhaariger Herr empfing uns in seinem Arbeitsraum, ein Büro, das bis zur Decke mit riesigen Büchern vollgestopft schien. Auch sein Schreibtisch in der Mitte des Raumes war von Bergen aus Papier begraben. „Kyria Venizelou, Kyrie Menzl! Kalos sas frika! Herzlich willkommen!“ Melina stellte uns vor. „Apo do Professor Dimitris Polatidis, Felix Menzl!“ „Chero me poli, Kyrie Polatidis, ich freue mich, Professor!“ Es war das erste Mal, das ich ihn persönlich traf, Melina hatte bei ihm studiert. „Sie war meine beste Studentin, Herr Felix. Und von Ihnen habe ich auch schon viel Gutes gehört! Wenn Melina jemanden lobt, dann brauche ich kein anderes Urteil mehr.“ Er sah genau so aus, wie man sich einen Gelehrten vorstellt, schmales Gesicht, von der Sonne geerbte Haut und zwei hellwache Augen, gekrönt von einer Nickelbrille. „Ich danke Ihnen, Professor. Aber Melina ist die Chefin! Ich bin nur ihr Assistent!“ „Nun, dafür haben Sie aber einige zuvor unentdeckte Grabstätten gefunden, ohne dass Sie Archäologie studiert haben. Sie scheinen über ein erstaunliches Talent zu verfügen!“ Ich räusperte mich verlegen, da ich nicht wusste ob dies lediglich eine Feststellung oder eine forschende Frage war. Woher meine besondere Fähigkeit stammte, wussten nur Melina und Noda. Und der Inselheilige, natürlich.

Ehe mein Schweigen peinlich wurde, unterbrach es Melina. „Professor, wir haben in Ägypten tatsächlich einige Dinge zu Tage gebracht, die Sie interessieren dürften!“ Sie öffnete ihren Aktenkoffer

und zeigte ihm die Abschriften der Hieroglyphen, die wir in den besagten Grabkammern entdeckt hatten. Sie verbrachten einige Zeit damit, sie zu übersetzen und stritten über ihre Bedeutung. Bis zum heutigen Tag ist die Bedeutung verschiedener Hieroglyphen oder deren Kombination untereinander strittig, so dass man sie unterschiedlich deuten konnte. „Melina, ich glaube, dass Sie da etwas großzügig interpretieren!“ Das Glühen in ihren Augen kannte ich nur zu gut, sie duldeten nur selten Widerspruch. Doch was sollte sie auch sagen? Meine Visionen konnte sie nicht als Beweis vorlegen. Sie holte tief Luft und schluckte, dann sprach sie mit mühsamer Beherrschung. „Professor. Stellen Sie sich doch einmal vor ...“

Ein dumpfes Grollen unterbrach sie, das schnell anschwellte. Gleichzeitig begann der Boden unter unseren Füßen zu schwanken. Im ersten Moment glaubte ich an eine Nachwirkung der vergangenen Nacht, doch schon krachten die ersten Regale mit Büchern auf den Boden, die Papierstapel auf dem Schreibtisch des Professors schwankten wie in Zeitlupe hin und her und kippten um. „Ein Erdbeben! Raus hier, schnell!“ rief er uns zu, wie auf dem Deck eines Schiffes im Sturm wankten wir zum Ausgang, während ein Regal nach dem anderen umfiel. Nur wenige Sekunden währte das Beben, dann war alles gespenstisch still. Das Treppenhaus war ganz in der Nähe, ungewöhnlich diszipliniert verließen alle Bewohner das Institut ohne Panik und sammelten sich auf der Straße. Noch einmal spürten wir das Schwanken, wie Wellen auf dem Wasser bewegte sich der Boden, dann war es vorbei.

Jetzt machte sich die angestaute Erregung frei, alle schrien durcheinander, einige weinten oder sanken still in sich zusammen. Melina hielt sich an mir fest, Professor Polatidis war in der Menge verschwunden. In ganz Athen waren die Sirenen der Polizei und Rettungsdienste zu hören. „Felix, das war knapp, wenn das Beben stärker gewesen wäre, hätten wir das Haus nicht lebend verlassen.“ Ich sah ihr die Anstrengung und Sorge an. „Das war mein erstes Beben, das ich erlebt habe, Melina, ich habe mehr Angst um dich

gehabt als um mich selbst.“ „Das war kein besonders starkes Erdbeben, Felix, ich habe schon öfter welche erlebt. Ich denke, dass keine großen Schäden entstanden sind.“ In der Tat begaben sich schon wieder einige der Umstehenden in die Gebäude zurück, so als sei die Mittagspause zu Ende. Nur wenige mussten noch getröstet werden, denen der Schreck noch tief in den Gliedern saß. Ich selbst wäre wahrscheinlich auch in Panik verfallen, doch die Ruhe der Athener war ansteckend, die Gebäude waren äußerlich auch noch in Takt. Die Sirenen der Polizei wurden auch schon stiller, wenigstens schien es mir so. Ich folgte Melina zurück ins Institut, wir benutzten allerdings die Treppe statt der Aufzüge. Diese waren erst einmal außer Betrieb.

Professor Polatidis war bereits dabei, das Chaos in seinem Büro zu ordnen, alles lag durcheinander. Er bemerkte meine ängstlichen Blicke, als ich mit Melina hereinkam. „Keine Sorge, Kyrie Menzl. Diese Wände haben schon stärkere Erschütterungen ausgehalten.“ „Da bin ich aber beruhigt ...“ versicherte ich wenig glaubhaft. Allerdings schienen die Bewohner Athens in solchen Situationen geübt zu sein. „Wir führen regelmäßig Übungen durch, um für Erdbeben gewappnet zu sein“, bestätigte er meine Vermutungen. „Gegen ein starkes Erdbeben hilft die intensivste Übung nichts, da sind wir natürlich machtlos. Aber die meisten Toten bei so einer Naturkatastrophe gibt es durch die Panik. Menschen springen aus dem Fenster oder trampeln wild durcheinander. Die Aufzüge sind tabu, genau wie bei einem Brand. Wenn der Strom ausfällt sitzt man wie eine Ratte in der Falle. Glas ist gefährlich, also weg vom Fenster! Eine Tür bietet Schutz, der Sturz in der Wand darüber ist stärker als die übrige Mauer. Doch wenn es geht, verlassen Sie das Gebäude so schnell wie Sie können und suchen Sie einen freien Platz, entfernt von einstürzenden Häusern. Zum Schluss noch ein brutal klingender Rat: Jeder ist sich selbst der nächste! Kein Herumlaufen im Gebäude und Suchen von anderen Kollegen oder Freunden, die sind vielleicht schon längst draußen. Jeder Stoß kann das Gebäude zum Einsturz bringen, dann können Sie sowieso nicht helfen! Also raus!“

Ich schluckte betroffen. „Ich werde es beim nächsten Mal beherzigen, danke sehr, Professor.“ Während er mir die Verhaltensregeln dozierte, hatte er unter den Haufen Papieren um seinen Schreibtisch nach dem Telefon gesucht und dieses wieder auf seinem Platz postiert. Melina stand genau so wie ich etwas hilflos herum, da er unsere Mithilfe vehement ablehnte. „Auch wenn es nicht so aussah, aber ich habe eine gewisse Ordnung in meinen Unterlagen. Wenn jemand anders jetzt alles auf einen Haufen wirft, finde ich gar nichts mehr. Darum seien Sie mir nicht böse, wenn ich Ihre Hilfe ablehne, im Grunde ist das jetzt wie bei einer archäologischen Grabung, die einzelnen Schichten liegen jetzt lediglich umgekehrt auf dem Boden.“ Ich musste an meinen eigenen Schreibtisch denken und lächelte in mich hinein. Die umgefallenen Regale ließ er mich dann doch aufrichten, Melina half mir dabei und schob die zugehörigen Bretter hinein. Auch die Bücher durften wir einräumen, da konnten wir kaum Schaden anrichten. So gelang es uns in kurzer Zeit, den Raum wieder einigermaßen herzurichten.

„Wird das Gebäude denn nicht auf Schäden untersucht, bevor überhaupt jemand hinein darf?“ wollte ich von Melina wissen. Sie winkte ab. „Das wird geschehen, aber in diesem Gebäude sitzt sogar das seismologische Institut im Keller, die müssen als erste wieder arbeiten. Darum sind die Wände und die Decke besonders erdbebensicher konstruiert.“ „Das wäre in Deutschland undenkbar, da wäre erst einmal wochenlang nichts passiert.“ „Da bebt die Erde auch nicht so oft ...“ war ihr lapidarer Kommentar.

Das Telefon klingelte, Polatidis hob ab. „Ne, oriste? Ne. Imaste kala. Ola en daxi. Ja, wir sind in Ordnung. Wo? Ah, ja. Interessant...“ Er runzelte die Stirn. „Gibt es schon Berichte? Gut ... Ich werde jemanden beauftragen, sobald ich einen Experten dafür weiß. Ja, danke.“ Er legte auf und ließ sich schnaufend in seinen Schreibtisch-Sessel sinken. „Schlechte Nachrichten?“ fragte Melina vorsichtig nach einem Moment. „Nein, eigentlich nicht, die seismologische Abteilung hat mir bestätigt, dass das Beben nicht besonders stark

war. Aber das Epizentrum macht mir Sorgen, es befindet sich auf achtunddreißig Grad und neunundzwanzig Minuten Nord, zweiundzwanzig Grad und achtundzwanzig Minuten Ost!“

Ich verstand überhaupt nichts, wenn er lateinisch rückwärts gesprochen hätte wäre es das gleiche gewesen. „Delphi ...?“ antwortete Melina unsicher. „Delphi!“ bestätigte der Professor. Ortsangaben in Grad und Bogenminuten kannte ich von meiner Leidenschaft, dem Segeln, sehr gut. Aber ich kannte nicht eine Ortsangabe auswendig. Außer vielleicht, dass der fünfzigste Breitengrad durch meine Heimat, den Rheingau, verlief. Die beiden dagegen wussten sofort den Ort des Geschehens, das machte mich stutzig. Melina drehte sich zu mir. „Felix ...“, sie holte tief Luft. Ich ahnte, dass unser erhoffter Urlaub irgendwie in Gefahr war. „Das Zentrum des Bebens war in Delphi, kennst du diesen Ort?“ „Schon mal gehört ...“ antwortete ich wahrheitsgemäß. „Delphi war das bedeutendste Orakel des Altertums!“ klärte Melina mich auf. Tief in mir kam eine dunkle Ahnung zum Vorschein, dass mein Traum etwas damit zu tun hatte. War der Ort des Kampfes gegen den Python etwa Delphi? „Felix, geht es dir nicht gut? Du siehst blass aus!“ Melina riss mich aus meinen Gedanken. „Nein, nein, alles klar bei mir. Aber was hast du mit Delphi zu tun?“ Polatidis sprang ein. „Sie hat ihre Doktorarbeit unter meiner Aufsicht über das Orakel von Delphi geschrieben!“ Ich war baff. „Du hast einen Dokortitel? Davon wusste ich gar nichts!“ „Na ja, ich habe mich dann auch etwas anders orientiert und bin von der griechischen auf die ägyptische Archäologie umgeschwenkt. In der Wüste Ägyptens ist ein Titel uninteressant, ich hatte ihn selbst fast vergessen.“ Meine Partnerin war offensichtlich immer für eine Überraschung gut.

„Also schön, Frau Doktor ...“, resümierte ich etwas ironisch. „Wollen wir mal kurz zusammenfassen: In Delphi war das Zentrum des Bebens. So wie Professor Polatidis auf seinem Schreibtisch kennst du dich ungefähr in Delphi aus, soll heißen, du kennst da jeden Stein und weißt wo er runter gefallen ist ... Jetzt wird jemand gebraucht

der untersucht, ob das Orakel Schaden genommen hat. Im Moment bist du die einzige, die sofort Zeit hätte. Vorausgesetzt, du, also wir, verzichten auf unseren wohlverdienten Urlaub!“ Ich war etwas angesäuert. Polatidis kratzte verlegen auf seinem Schreibtisch herum. „Also, wenn ich das mal so formulieren darf, jemand mit Ihrem analytischen Verstand würde dazu beitragen, dass die Operation schnell abgeschlossen wäre. Sie könnten Melina natürlich begleiten, auf Kosten unseres Institutes natürlich. Ein Auto kann ich Ihnen auch besorgen.“ Ich sah Melinas bittende Blicke und wusste genau, dass die Würfel bereits gefallen waren. „Wann fahren wir?“ resignierte ich seufzend.

Die Quelle

Hunderte von Jahren bevor der Gott der Christen Einzug in Griechenland hielt, regierten die alten Götter vom Olymp aus die Erde. Doch wer letztendlich das Land beherrschte war den beiden jungen Menschen ziemlich egal, die mit ihren Schafherden den engen Pfad zu den Weidegründen der hoch gelegenen Ebene empor stiegen. Seit alters her waren ihre Familien Schafhirten gewesen und wohnten im Tal des Pleistos, dessen grüne Weiden reiche Nahrung für Tier und Mensch boten. Um so ungewöhnlicher war es, dass sie den beschwerlichen Weg hier hinauf nahmen.

Kaleandros, so hieß der junge Hirte, half der gleichaltrigen Nike die steilen Felsen zu erklimmen. Ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerkt, dass er dabei ihre Hand länger festhielt als unbedingt nötig. Die beiden waren zusammen aufgewachsen und spielten als Kinder jeden Tag zusammen; eine tiefe Freundschaft verband sie, eine unschuldige, ahnungslose Liebe. Ihren Eltern war es nicht entgangen, dass Nike zu einer jungen Frau voller Schönheit erblüht war, Kaleandros knabenhafter Körper war sehniger und kraftvoller geworden und zum Mann gereift. Gleichzeitig hatte sich der Umgang der beiden miteinander verändert. Als Kinder balgten sie sich im Gras und badeten nackt in einer nahe gelegenen Quelle, doch nun war jede ihrer Berührungen von einem seltsamen Gefühl begleitet, das schön und verwirrend zugleich war. Sie schämten sich voreinander und vermieden es, sich dem anderen unbekleidet zu zeigen. Nikes Körper hatte sich verändert, Kaleandros sah sie plötzlich mit anderen Augen. Ihre Hüften waren runder geworden, ihre Brüste voller. Ein seltsames Sehnen nach ihrem Körper quälte ihn und bereitete Lust zugleich. Auch sie genoss das kraftvolle Spiel seiner Muskeln und spürte ein ihr bisher unbekanntes Verlangen nach seiner Nähe. Das war der Grund, warum die beiden es vorzogen, unbeobachtet zu sein. Sie trieben ihre Schafe den Berghang empor, damit sie ungestört waren, denn sie hatten das Getuschel im Dorf bemerkt, wenn sie ihre Herden zur Weide trieben.

Sie erreichten eine kleine Ebene, die einen herrlichen Ausblick auf das Tal bot, mehrere Quellen nährten das saftige Gras, das hier wuchs. Die Schafe überließen sie sich selbst und freuten sich an den übermütigen Sprüngen der jungen Lämmer. Bäuchlings lagen die beiden nebeneinander und beobachteten die Herde. Sie drückten sich mit der Seite ihrer Körper aneinander und genossen die wundersame Wärme, die bei jeder sanften Berührung ihrer Haut in ihnen aufstieg. „Wir dürften gar nicht hier sein ...“ begann Kaleandros zaghaft das Gespräch. „Dieser Platz ist verhext, sagen die Alten.“ Sie lächelte ihn an. „Warum sind wir dann hier?“ Er nahm vorsichtig ihre Hand in die seine. „Weil du hier bist! Und weil dies der einzige Ort ist, wo wir ungestört sind. Darum habe ich auch keine Angst vor den Warnungen der Alten im Dorf. Wahrscheinlich haben sie sich selbst hier oben mit ihren Liebsten getroffen ...“ Er erschrak über seine Offenheit und wünschte sich, dass sie seine letzten Worte nicht gehört hätte. Mit einem Ruck setzte sie sich auf und entzog ihm ihre Hand. Nike fühlte sich geschmeichelt und doch peinlich berührt. Sie wollte auf keinen Fall eine Eroberung für Kaleandros sein, mit der er vor den anderen jungen Männern des Dorfes prahlen würde. „Warst du schon öfter hier oben?“ prüfte sie ihn. „Nein!“ wehrte er erschrocken ab. „Nur mit dir, glaube mir. Ich wusste von diesem Platz nur aus den Erzählungen der Alten. Er ist wirklich bezaubernd schön ...“ Gedankenverloren ließ er seinen Blick über die Weite schweifen und schwieg. Sie rückte wieder dichter an ihn heran und legte ihre Hand auf seine Schulter. Es tat ihr leid, dass sie ihn unlauterer Absichten verdächtigt hatte. Sie wollte ja ebenso seine Nähe. „Mir gefällt es auch hier oben, wir sollten öfter hierher kommen!“ ermutigte sie ihn.

Er drehte sich zu ihr. Ihre Gesichter näherten sich einander langsam. Kurz bevor sich ihre Lippen berührten schlossen sie die Augen, dann trafen sie sich zu einem allerersten Kontakt, der ihre Kindheit für immer beendete. Sanft erforschten seine Hände ihre Gesichtszüge und glitten unendlich langsam über ihre Halsbeuge nach unten. Er kniete vor ihr, umfasste ihre Hüften und zog sie auf seinen Schoß. Sie

spürte seine pochende Begierde und umschlang ihn eng mit ihren Armen. Das Kribbeln in ihren Brüsten zog sich tiefer in ihren Leib, als sie sich an ihm rieb. Überall war diese Hitze, die sie atemlos machte und danach drängte, ihre Kleider zu öffnen. Ungeduldig streiften sie ihre Gewänder ab und steigerten den Rhythmus, mit dem sie sich dichter aufeinander zu bewegten. Kaleandros Oberkörper glitt nach hinten, sein Arm stützte ihn, während er schwer atmend Nike mit dem freien Arm weiter über sich zog. Sie unterbrach ihren langen Kuss und richtete sich etwas auf. Gierig betasteten ihre Hände seine muskulöse Brust. Sie spürte, dass er sich pochend gegen ihren erhitzten Schoß drängte, ihre Lust überwog schließlich die Angst davor. Ihre Körper verschmolzen endgültig miteinander, heftig atmend rollten sie herum. Nike spürte Kaleandros um sich, tief in sich, überall war sein Körper und sein Duft, während sie lustvolle Schreie ausstieß. Er passte seine Bewegungen an den Takt an, den ihre Fingernägel vorgaben, während sie sich tief in seine Schultern gruben. Dann, schließlich, zog es sie beide vorwärts in einen Strudel aus Farben und Explosionen, der immer wieder anschwell und abebbte, bis sie erschöpft und erlöst auseinander glitten, entspannt lagerte sie ihren Kopf in seiner Armbeuge. Endlos lange streichelten sie sich, kein Wort störte ihre Zweisamkeit.

Sie hätten den Rest des Tages in dieser wundervollen Welt voll neuer Gefühle verbringen können, doch plötzlich unterbrach aufgeregtes Blöken ihre Zweisamkeit. Sie schreckten hoch und wurden Zeuge eines seltsamen Schauspiels: Mehrere Schafe rannten wie toll über die Ebene, ohne Rücksicht auf ihre anderen Artgenossen stoben sie mitten durch die grasende Herde. Laut blökend, als sei ein böser Geist hinter ihnen her, sprangen sie hoch in die Luft. Gleich danach wälzten sie sich im Gras und warfen die Beine wild nach oben. Schaum stand ihnen vor dem Mund, sie rollten mit den weit aufgerissenen Augen.

Entsetzt sprangen Nike und Kaleandros hilflos zwischen den aufgeregten Tieren hin und her, nachdem sie eilig ihre Kleider angezogen hatten. Es gelang Kaleandros, einige Tiere davon abzuhalten sich den Hang hinab zu stürzen. „Die Alten haben doch recht!“ rief sie verzweifelt. „Dieser Ort ist verflucht!“ Kaleandros war es ebenso nicht wohl in seiner Haut. Sie hatten reichlich damit zu tun, die Herde zusammen zu halten. Die Unruhe der wild im Kreis springenden Tiere steckte auch die Schafe an, die sich bislang normal verhalten hatten. Nur allmählich konnten sie die Ordnung in der Herde wieder herstellen, die Schafe, die sich so seltsam verhalten hatten, lagen keuchend auf dem Boden und waren zu erschöpft, um auf den Beinen zu bleiben. Jetzt sank auch Nike atemlos in Kaleandros Arme. Er strich ihr beruhigend über den Kopf. „Lass uns unsere Tiere noch etwas ausruhen, dann verschwinden wir hier!“ Einen Moment lang standen sie so beisammen, jeder konnte den aufgeregten Herzschlag des anderen hören. Doch die Schafe waren ihr ganzer Besitz, die Pflicht überwog die Angst vor dem sonderbaren Vorgang. „Es fehlen zwei Lämmer!“ Sie hatten die Herde kontrolliert. Nike war entsetzt. Wenn sie ohne die Lämmer ins Dorf zurückkehren würden, mussten sie mit harten Strafen rechnen.

„Wie sollen wir unseren Eltern erklären, warum wir nicht auf die Schafe aufgepasst haben? Noch dazu hier, an diesem verbotenen Ort?“ sprach Kaleandros aus, was sie beide zuvor gedacht hatten. Stumm errötend nickte Nike. „Bleib du bei der Herde, du kannst die Böcke besser im Zaum halten!“ entschied sie. „Ich schaue mich einmal bei den Quellen um!“ Kaleandros wollte widersprechen, doch er wusste, dass Nike von einem einmal gefassten Entschluss nicht abzubringen war. „Sei vorsichtig!“ ermahnte er sie. Sie wusste dass es hier oben einige Felsspalten gab, in die sich die Lämmer vielleicht verirrt hatten. Es wäre ihr auch lieber gewesen, wenn Kaleandros sich auf die Suche gemacht hätte. Wenn er die erwachsenen Tiere im Zaum hielt, fühlte sie sich sicherer.

Sie streifte auf der Hochebene herum und schob sich durch das Buschwerk, das sich am Rand gebildet hatte. Überrascht stellte sie fest, dass sich hinter dem Gebüsch noch eine kleine Wiese befand, die außerhalb ihres bisherigen Blickfeldes gelegen war. Ein kleiner Wasserlauf durchzog sie. Erleichtert sah Nike die zwei Lämmer an einem Höhleneingang sitzen, als warteten sie nur darauf abgeholt zu werden. „Da seid ihr ja, ihr kleinen Ausreißer!“ Langsam ging sie auf die beiden zu, um sie nicht zu verschrecken. Die Lämmer saßen direkt am Eingang einer vielleicht mannshohen Höhle, aus deren Öffnung sich das Quellwasser des Bachlaufs ergoß. Nike fiel ein süßlicher Geruch auf, der sie an blühende Blumen erinnerte. Tief zog sie das angenehme Aroma in ihre Nase. Merkwürdig leicht fühlte sie sich, ihre Angst war vollkommen von ihr gewichen. Statt dessen hatte sie das Gefühl zu schweben. Ihre Füße berührten den Boden nicht mehr. Als sie die Lämmer erreichte, hatte sie bereits vergessen, dass Kaleandros ungeduldig auf sie wartete. Sie setzte sich sonderbar euphorisch neben die Jungtiere, die keinerlei Anstalten machten zu entkommen. Der Duft der Quelle ließ sie alles vergessen was vorher war. Sie wollte einfach nur hier sitzen, so wie die Lämmer. Sie musste lachen, obwohl sie nicht wusste warum. Wie von Ferne hörte sie plötzlich Stimmen, die ihr Unverständliches zuflüsterten. Als wären es lästige Fliegen, versuchte sie durch Handwedeln das Flüstern zu verscheuchen, doch es wurde lauter und deutlicher. Es bereitete ihr Schmerzen in den Ohren, ja, es schwoll schnell zu einem Kreiseln an. Ihre Angst kehrte zurück, sie hielt sich die Ohren zu, doch die Stimmen drangen tief in ihr Bewusstsein und stießen von allen Seiten auf sie zu. Nike sprang auf und versuchte panisch mit verzweifelten Bewegungen die Geräusche zu vertreiben. In wilder Flucht brach sie durch das Gebüsch, ohne darauf zu achten, dass die Äste ihr die Kleider zerrissen und die Haut zerkratzten. Grässliche Schreie ausstoßend, stieß sie mit einem Riesen zusammen, der sie mit seinen Armen auffing. Die junge Frau versuchte vergeblich, sich seinem klammernden Griff zu entwinden,

doch er hielt sie gefangen. Sie schlug um sich, bis sie eine gnädige Ohnmacht umfing. Wehrlos und schlaff sank Nike auf den Boden und ergab sich in ihr Schicksal.